Aus dem unvergesslichen „Negerle“ ist nun ein Neger geworden, ein schwarzer Mann in unserer direkten Nachbarschaft. Manche Leute rümpfen die Nase, wenn er vorbeigeht. Er riecht ein bisschen anders, denn er isst lauter anderes, wenn er etwas hat. Wenn er die weißen Zähne bleckt, kann einem das Fürchten kommen.

„Er hat wahrscheinlich nicht so weit nach Haus“, sagte einer, „denn er kommt jeden Morgen mit dem Fahrrad in die Fabrik.“ Aber ihm geht fast die Luft aus: Nach Hause! Wo ist das? Wie soll das gehen? Wenn doch nur meine Frau hier wäre und meine Kinder. Ich liebe sie doch. Und sie brauchen ihren Vater.

Ach, könnte ich noch einmal ganz klein sein. Morgens meinen Hirsebrei essen, dann die Füße in den Fluss hängen und zu den Wolken schauen. Wie gern wäre ich in Afrika, wo es am schönsten ist. Jetzt muss ich schuften und rackern, damit ich meiner Familie etwas Geld schicken kann. Mir selbst bleibt kaum ein „Zehnerle“. Ob Gott das weiß? Ob er mir nicht doch helfen kann? -Vielleicht durch die *guten* Weißen, die *vielen* Reichen vielleicht! T-de-247 – Volker E. Sailer



**Ein Zehnerle für´s Negerle**

Jörg geht sonntags zur Kinderstunde. Die Mutter gibt ihm immer zwei Groschen mit. Ein „Zehnerle“ in der linken Hosentasche fürs „Negerle“ und ein „Zehnerle“ rechts für ein Eis auf dem Heimweg. Aber schöner ist´s, wenn die Groschen in der Hand klimpern, bis einer davon zwischen den Fingern hindurchrutscht und im Gully verschwindet. „Ach schade, Herr Jesus, dass ich ausgerechnet dein „Zehnerle“ verloren habe.“ Es schien ausgemacht zu sein, wessen Münze verloren ging. „Klar, deine, Herr Jesus, leider deine!“

Das „Zehnerle“ für´s „Negerle“ durfte auch mal etwas mehr sein. Um das Geben zu lernen reicht schon eine kleine Münze, aber möglichst schön regelmäßig. So sah es religiöse Kindererziehung vor. War das falsch?

Inzwischen in Verruf gekommen, ist das „Negerle“ trotzdem noch bei vielen in Erinnerung. Brav und dankbar hat es genickt! Denn etwas geben, tut gut. Und etwas zu empfangen, tut auch gut. Und beides ist nötig. So sind sie miteinander in Verbindung gekommen, der, der gibt, und der, der es braucht.

Heute brauchen wir viele „Zehnerle“, um zu den Bedürftigen zu reisen und ihnen vorzuführen, wie reich wir doch sind.

„Wären die nicht so faul und sitzen den ganzen Tag nur vor der Hütte und träumen“, lautet ein Urteil. - „Wenn die an Gott glauben würden, würden sie beten und auch arbeiten, wie es sich gehört“, eine andere Behauptung. - „Nicht einmal ihren Kindern geben sie etwas zum Anziehen“, wie wenn dies so gewollt wäre. - „Wir waren früher auch nicht reich, aber so arm doch nicht“, ein anderes Vorurteil, selbst wenn´s stimmt.

Mit einem „Zehnerle“ kommt man nicht weit, das weiß jeder. Und trotzdem gehen wir damit um, wie wenn das alles wäre. Hinter einem „Zehnerle“ kann ein Geizhals stecken und hinter einem „Negerle“ ein ausgebeuteter Mensch.

Manchem „Negerle“ bleibt nichts anderes übrig, als seine Situation zu verändern, möglichst zu verbessern, aber wie? Die Felder waren in dem einem Jahr überschwemmt und die Flut hat allen Mutterboden fortgenommen. Im darauffolgenden Jahr war alles vertrocknet und die Aussaat im dritten wuchs nicht an.

Der Vater und der älteste Sohn gingen fort, weit fort. Ob sie noch am Leben sind? Oder sind sie im Meer ertrunken? Oder auf der Flüchtlingsroute ausgeraubt worden? Manchmal haben sie sich noch gemeldet. Vielleicht hat ihnen ein Menschen-Schmuggler Handy und Ausweis abgenommen?

Die Mutter versucht derweil mit ihren Kindern dem Boden etwas abzuringen und die Hütte sauber zu halten. Sie köchelt den Kleinsten etwas und badet sie. Und abends faltet sie mit ihnen die Hände.